Achtundsechzigster Jahrgang — Nr. 1 — Donnerstag, 2. Januar 1919

Luzerner Tagblatt

Freisinnig-demokratisches Organ

Hauptanzeigeblatt für Stadt und Kanton Luzern und die übrige Zentralschweiz

Abonnementspreise (Kondeurg. verbdn.) 1 Monat 3 Monate 6 Monate
bei der Expedition oder Ablage abgeholt Fr. 1.50 Fr. 4.20 Fr. 8.10
durch die Vertragerinnen „ 1.65 „ 4.50 „ 8.85
franko durch die Post „ 1.70 „ 4.70 „ 9.10
Ausland, beim Postamt bestellt: Schweizerpreis mit Postzuschlag.

Zentralschweizerische Zeitung für Handel und Verkehr
Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Festtage
Gratis: Jeden Donnerstag die belletristische Beilage: „Illustrierte Luzerner Chronik"

Insertionspreise: Die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum:
Lokal-Inserate 12 Cts. (1. Anzeigen: Wiederholung 15 Cts.). Fr. Luzern 20 Cts.
Uebrige Schweiz 30 Cts., Ausland 40 Cts. Reklame Fr. 1.50.
Redaktions-Bureau: Baselstraße Nr. 11. Telephon Nr. 1140.
Expedition: Baselstr., Telephon 188. Filialen: Kornmarkt u. Pilatusstr. 28.

Hiezu Nr. 1 der „Luzerner Chronik"

Die innerpolitische Lage in Frankreich.

Mit dem Kriegsende ist auch wieder etwas Bewegung in die französische innere Politik gekommen. Sie zeigt sich, wie unser Pariser Mitarbeiter in einem mit starker Verspätung in unsern Besitz gelangten Brief vom 23. Dezember schreibt, in einer Verschärfung der Opposition gegen die Methoden des Kabinetts Clemenceau. Zweimal kam es zu bezeichnenden Zwischenfällen in der Kammer. Vor drei Wochen wollten die Vertreter der Linken von der Regierung Erklärungen über ihre Pläne betreffend die Demobilisation haben. Der Unterstaatssekretär im Kriegsministerium, Abrami, verweigerte die Aufklärung und stellte die Vertrauensfrage. Das Kabinett hatte dabei etwas über 100 Stimmen gegen sich. Der zweite Zwischenfall war ganz eigentümlicher Art. Die Sozialisten und einige radikale Deputierte wollten wissen, warum im Waffenstillstandsvertrag mit Deutschland nicht eine Klausel angenommen worden sei, die den Deutschen die Demobilmachung vorschreibe. Der Unterstaatssekretär im Kriegsministerium, Jeanneney, erklärte im Namen Clemenceaus, daß die Regierung gegenwärtig nicht das Bild der Verhandlungen entwerfen könne, die dem Abschlusse des Waffenstillstandes vorausgingen. Die Kammer habe am 11. November den Vertrag mit dem größten Jubel begrüßt. Die Regierung könne diese nachträgliche Kritik nicht verstehen. Und Jeanneney stellte im Namen der Regierung die Vertrauensfrage. Diesmal hatte die Regierung in der Sitzung 175 Stimmen gegen sich. Außerdem enthielten sich einige achtzig Deputierte der Stimmabgabe. Die Sozialisten beuteten diese Zwischenfälle zuerst in ihrer Presse weidlich aus. Dann schritten sie zu einer Kundgebung im Schoße der Armeekommission. Sie beauftragten den Präsidenten dieser Kommission, den Radikalen René Renoult, vom Ministerpräsidenten Aufklärung über die französische Demobilmachung zu verlangen. Und als Renoult sich weigerte, dieses Verlangen an den Ministerpräsidenten weiter zu leiten, demissionierten sämtliche neun Sozialisten der Kommission. Mehrheits- und Minderheitssozialisten gingen geschlossen vor. Unter den Demissionären befinden sich Raffin-Dugens, sowie Renaudel und Albert-Thomas. Die Kommission nahm von diesen Demissionen Akt, setzte aber ihre Arbeiten ruhig fort.

Die Opposition der Sozialisten gegen Clemenceau ist so alt wie das Kabinett Clemenceau selbst. Indes hat die Opposition, wie schon aus den oben angeführten Zahlen hervorgeht, auch in nichtsozialistische Kreise übergegriffen. Die Unzufriedenen werfen dem Ministerpräsidenten Clemenceau vor, die Kammer nicht genügend über seine Pläne auf dem Gebiete der äußern Politik zu unterrichten, und sie setzten an dem Kabinett aus, daß die Mitarbeiter des Ministerpräsidenten ungenügend seien. Die Transportkrise und die schlechte Versorgung des befreiten Nordens dient den Gegnern als Handhabe. Die Stellung Clemenceaus in der Kammer ist sicher heute ungünstiger als vor dem Kriegsabschluß. Hingegen hat die Popularität des Ministerpräsidenten im Lande eher noch zugenommen, und man hat den Eindruck, daß das Parlament es nicht recht wage, gegen die öffentliche Meinung einen ernstlichen Kampf mit Clemenceau zu unternehmen. Clemenceau selbst scheint sich der Lage vollständig bewußt zu sein, was schon daraus hervorgeht, daß er regelmäßig zu dem scharfen Mittel der Vertrauensfrage greifen läßt. Es gibt Leute, die der Ansicht sind, daß Clemenceau sofort wieder eine große Mehrheit habe, wenn er selbst wieder einmal vor der Kammer erscheine. Dieses Experiment bleibt abzuwarten.

So unser Korrespondent in Paris. Seither hat Clemenceau seine Person für seine Politik eingesetzt und hat einen entscheidenden Sieg errungen. Wir haben am Dienstag die Reden des Außenministers und des Ministerpräsidenten, sowie den Bericht über die Diskussion in der von Havas verbreiteten Fassung veröffentlicht. Daß dabei die Ausführungen der Oppositionsredner auf ein Minimum gekürzt waren, ist begreiflich, da man offenbar die aus den Erklärungen der Regierung mit erschreckender Deutlichkeit hervortretende Annexionspolitik als Wöe des gesamten Hauses hinstellen möchte. Tatsächlich sind denn auch die Stimmen der Opposition gegenüber den frühern Resultaten so stark gegangen, daß der Eindruck der Einmütigkeit nicht vollständig wird. Nur die Opposition gegen die Auslandspolitik vermochte eine größere Anzahl Stimmen auf sich zu vereinigen. Dagegen zog der Antrag Renaudel, den man als den Ausfluß prinzipieller Opposition gegen die Politik Clemenceaus bezeichnen kann, nur 96 Stimmen auf sich, und wo die Regierung die Vertrauensfrage stellte, blieben der Opposition keine zehn Stimmen mehr. Clemenceau kam, sprach und siegte.

Die Abstimmungen vom letzten Montag in der französischen Kammer haben, wie der Ausgang der englischen Wahlen, prinzipielle Bedeutung. Hier wie dort ist die Entscheidung zwischen den beiden Friedensrichtungen zugunsten der annexionistisch-imperialistischen Richtung ausgefallen. Die Knock-out-Politik Lloyd Georges, wie die Annexionspolitik französischer Imperialisten haben alle vernünftigen Erwägungen zurückgedrängt. Der Außenminister Pichon selbst tischt seinen Zuhörern das Märchen vom preußischen Militarismus, der noch nicht endgültig verschwunden sei, auf und verlangt als Sicherung dagegen alle Entschädigungen, Garantien und Wiedergutmachungen, die der Sieger dem Besiegten auferlegen kann. Fast gleichzeitig schildern Korrespondenten englischer Blätter, die Deutschland in den letzten Wochen durchreist haben, die furchtbare Wirkung der Hungerblockade, die Deutschland vollständig zertrümmert und es dem Manne gleichgemacht habe, der geschwächt durch Mangel an Nahrung und hoffnungslos im Schnee einschläft. Ganz abgesehen von den Bedingungen des Waffenstillstandes sei es Deutschland ganz unmöglich, seine Armee wieder auf die Beine zu stellen. Wirken angesichts solcher Tatsachen die Worte Pichons nicht wie der Ausfluß jenes furchtbaren Haß- und Rachegeistes, der während vier Jahren die Völker aufeinander losstieß, sind sie nicht der Ausdruck eines fanatischen Vernichtungswillens, der in so schroffem Gegensatz zu den hohen Zielen steht für welche die Völker der Alliierten kämpften und die allein den Sieg ermöglichten? Der Sieg verleiht Rechte über den Besiegten, ruft Pichon aus. Gewiß, aber er verleiht auch Pflichten, und die höchste Pflicht des Siegers ist es, in der Ausübung seiner Rechte jene weise Mäßigkeit walten zu lassen, die allein den errungenen Erfolg zum wirklichen Siege werden läßt. Die Völker müssen später wieder nebeneinander leben, die tausend feinen Verästelungen der modernen Weltwirtschaft müssen wieder von Volk zu Volk gesponnen werden. Und vor allem, wenn wirklich ein dauerhafter Friede geschaffen werden soll, dann kann er nur auf dem Vertrauen von Volk zu Volk aufgebaut werden.

Pichon und Clemenceau stellen sich freilich den kommenden Frieden anders vor. Wir sind der Ansicht, sagt der Außenminister, daß unsere Abkommen England und uns fortgesetzt binden. Welche Abkommen? Jene Geheimabkommen, von denen die Völker, je selbst ihre Vertreter in den Parlamenten nicht alles wissen dürfen, jene Abkommen, in denen die Beute zum voraus verteilt und jedem soviel als möglich zugesprochen wurde. Die Völker ließen sich dafür hinmorden, daß künftighin Recht und Gerechtigkeit die Welt regieren sollen, daß der Schwache sich ebenso wohl fühle im Kreise der Völker, wie der Starke. Ein großes Volk hat in den Krieg eingegriffen, weil sein von ihm gewählter Führer die große Gefahr erkannte, welche der Welt aus einem Sieg der brutalen Macht, wie sich das gestürzte Deutschland verkörperte, zu erwachsen drohte. Nicht gegen das deutsche Volk, wohl aber gegen seine Machthaber führte Präsident Wilson seine Millionen, und die europäischen Alliierten stimmten in seinen Kampfruf ein. Aber nun, da der Sieg so rasch und so gewaltig, wie man nie gehofft hatte, errungen ist, erheben die alten Gelüste, die sich hinter einer schönen Maske verborgen hatten, ihr lüsternes Haupt. Clemenceau hat die Worte, die wie ein Anachronismus klingen, ausgesprochen, daß er dem alten System treu bleibe. „Das Bündnissystem, dem ich nicht entsage, wird mein Leitgedanke sein an der Friedenskonferenz." Aber es ist nicht der Bund gleichberechtigter Völker, der dem Achtzigjährigen vorschwebt, sondern jenes Bündnissystem, dessen Wert der letzte Krieg erprobt und erwiesen hat, jenes System offener und geheimer Abmachungen zwischen einzelnen Staaten, das dann in Wirkung tritt, wenn es gilt, die eigenen Interessen gegen andere zu verteidigen, jenes System, das ohne Rüstungen, ohne gute Grenzen, ohne starkes Heer und mächtige Flotten wertlos ist, weil es auf Macht beruht und Macht erstrebt. Dieses System fordert Lohn für seine Dienste, es fordert die Vorherrschaft zur See, den Besitz der deutschen Kolonien, das linke Rheinufer, Tirol bis zum Brenner, es fordert Länder und Völker für sich, die, wenn Freiheit und das Recht der Selbstbestimmung Geltung hätten, nie und nimmer sich für jene entscheiden würden, die sie heute für sich beanspruchen. Es ist die alte Weltanschauung des Imperialismus, die, kaum niedergeworfen, schon wieder in neuer Form ihr Haupt erhebt und die Völker verängstet.

Mit Bangen sieht man den kommenden Friedensverhandlungen entgegen. Der Kampf, den Präsident Wilson gegen seine Widersacher führen muß, wird gewaltig sein. Aber hinter Wilson stehen mehr als durch Haß verblendete und durch den Sieg übermütig gemachte Regierungen, durch jahrelange, systematische Bearbeitung blind gemachte Volksteile oder selbst ganze Völker. Hinter Wilson steht die Menschheit, die fühlt, daß es heute um mehr als Ländergrenzen und Kriegsentschädigungen geht, daß eine neue Zeit anbrechen soll, gegen die sich einige wenige in starrer Verblendung wehren, und die doch kommen muß, trotzdem oder gerade weil heute noch das alte System glaubt, sich fortsetzen zu dürfen. Die Siege Lloyd Georges und Clemenceaus können den Lauf der Dinge nicht mehr aufhalten.

Aus dem Luzerner Großen Rate.

Sitzung v. 31. Dezember (Schluß des Referates).

Staatsbudget für 1919. Die Beratung wird beim Abschnitt Finanzdepartement fortgesetzt. Schulheiß Steinmann stellt zu dem Antrag Balmer, für das Kinderasyl des Amtes Entlebuch einen Beitrag von 10,000 Fr. einzustellen (Budgetansatz 3500 Fr.), den vermittelnden Antrag, auf 8000 Fr. zu gehen. Nat.-Rat. Balmer zieht darauf seinen Antrag zurück. Bossart (Sursee) hält den Kommissionsantrag aufrecht und behält sich vor, je nach dem Entscheid, auch für die Anstalt Mariazell, die ebenfalls schwer unter der Zeit leidet, eine Subvention zu verlangen. Schultheiß Steinmann macht auf die Unterschiede zwischen den beiden Anstalten aufmerksam. Maria-Zell steht gut und besitzt Vermögen. Steiner (Luzern) unterstützt den Vermittlungsvorschlag von Schultheiß Steinmann.

Abstimmung: Der Antrag der Kommission bleibt in Minderheit. Das Finanzdepartement ist erledigt.

Baudepartement. Referent Steiner (Luzern) spricht den Wunsch aus, das Baudepartement möchte die 48 Stundenwoche, mit der man beim Militärdepartement gute Erfahrungen gemacht habe, auch für seine Abteilungen einführen. Referent erwartet ferner bald Bericht und Antrag über die Verbesserung der Kantonsstraßen für den Autoverkehr.

Regierungsrat Erni beantragt Erhöhung des Postens Mobiliaranschaffungen auf 8850 Fr. Brunner (Großwangen) spricht dem Umbau der Straße Hellbühl-Ruswil für den Automobilverkehr das Wort und beantragt dafür die Einsetzung einer Summe von 50,000 Fr. Reg.-Rat Erni: Das Departement wird ein Projekt für den Ausbau aller Kantonsstraßen ausarbeiten. Bis dahin wird sie jeweilen die schlechtesten Straßenstücke korrektionieren lassen. Die Straße Hellbühl-Ruswil gehört auch zu diesen. Einer Erhöhung des bezüglichen Kredites opponiert der Regierungsrat nicht. Referent Steiner betont nochmals die Wichtigkeit eines allgemeinen Projektes für den Umbau der Kantonsstrahen. Baudirektor Erni erklärt die Bereitwilligkeit, alle die aufgeworfenen Fragen zu prüfen. Brunner ergänzt seine Bemerkungen dahin, daß die Auslagen für die Verbesserung der Straßenstrecke Hellbühl-Ruswil sehr gut angelegt sein werden. Die Autokurse werden stark benützt; heute können z. B. 20 Personen nicht mehr befördert werden. Diese Autoverbindung hat eine schöne Zukunft.

Mit Mehrheit wird der Antrag Brunner genehmigt.

Erziehungsdepartement. Referent Kurzmeyer verweist auf das Ansteigen der Ausgaben durch die Besoldungserhöhungen, Teuerungszulagen (500,000 Fr.) usw. Die Kommission beantragt Erhöhung des Beitrages an gewerbliche Fachkurse von 300 auf 500 Fr. und für das kommerzielle Bildungswesen (Kaufm. Fortbildungsschule in Luzern) um 1000 Fr. Ferner sind neu vorgesehen 5000 Fr. Subvention an das Heim für Studierende. Sodann begründet der Referent das Postulat, ob nicht auch an die vollbeschäftigten städtischen Fachlehrer die Besoldungszuschuß des Kantons auszurichten sei. Es wird mit einer Ausgabe von 30,000 Fr. zu rechnen sein. Steiner (Luzern) unterstützt diese Kommissionsanträge.

Erziehungsdirektor Düring macht darauf aufmerksam, daß die Ausgaben für Teuerungszulagen mit der eingestellten halben Million nicht erschöpft sein werden. Die Besoldungen der Lehrerschaft an den Volksschulen müssen nächstes Jahr revidiert werden. Den Anträgen der Kommission auf Erhöhung gewisser Posten kann zugestimmt werden. Die Subvention an die Kaufm. Fortbildungsschule betrug bisher 5500 Fr., in Zukunft also 6500 Fr. Die Regierung opponiert dieser Erhöhung nicht, muß aber darauf aufmerksam machen, daß die Erhöhungen einmal ihre Grenze haben müssen. Zu erhöhen sind sodann der Posten für Kanzlisten (auf 7200 Fr.), für Ernährung und Bekleidung armer Schulkinder von 6000 auf 8000 Franken, Beiträge an Schulhausbauten von 22,000 auf 25,000 Fr. Auch der Posten „Kantonsbibliothek, Besoldung des Personals" muß mit Rücksicht auf die Erweiterung des Bibliothekdienstes erhöht werden (von 14,000 auf 16,000 Fr.). Entsprechend kann die Einnahme aus den Abonnements um 1000 Fr. höher eingestellt werden. Das von der Kommission gestellte Postulat nimmt der Regierungsrat zur wohlwollenden Prüfung entgegen. Die Kosten des Besoldungszuschusses an die Fachlehrer werden aber eher höher als 30,000

Wenige schreiben mit Talent; gibt es aber gar so viele, die mit Talent lesen?

Feuilleton.

(Copyright 1918 by „Luzerner Tagblatt".)

4] Das Fräulein aus Fästervik.

Roman von Ulrik Uhland (Fanny Alving.)

„Er ist unerträglich", stimmte Jeanne ihr nachdrücklich bei.

„Aber Pontus war nett." Axelina blickte hinauf, wo ihr Herr Wennmark stand natürlich am Fenster. Sie nickte ihm zu.

„Man weiß auch, warum. Aber er ist fürchterlich eitel."

„Ja, doch ist es jedenfalls praktisch, sich gut mit ihm zu stellen."

„Ich verstehe nicht, warum Magnus sich so wichtig macht", fuhr Jeanne fort. „Er tut gerade, als ob er wäre, der über jedes Pfäffchen zu sagen hätte. Wenn nicht Lärm geschlagen hätte, würde Herbert sicherlich seinen Vater bekommen haben. Vierhundertausend Kronen, — das ist doch nicht alle Welt! Herbert sagte, er hätte die Absicht gehabt, im Sommer sechs Wochen anzugehen. Aber Magnus muß seine Nase natürlich überall stecken."

„Ich finde, er hat viel Aehnlichkeit mit dem Alten", widerte Axelina kurz. „Weißt du, was er heute sagte?"

„Nein."

„Daß wir am Leben bleiben würden, auch wenn er nicht zur Pferdeausstellung gingen. Ich kenne keinen Christenmenschen, der so spießbürgerlich ist, wie Magnus."

„Das hat sicherlich der Alte gesagt. Magnus hat gestern bei ihm gesessen und Dame gespielt. Und alles was der Alte sagt, plappert Magnus ihm nach."

Währenddessen sah Marianne still und auf ihrem Stuhl und war fleißig. Sie fand es ganz amüsant zu sehen, wie der Briefhaufen anwuchs, und als die Kontorzeit um halb acht zu Ende war, hatte sie fünfundzwanzig Briefe mit Rundschreiben vor sich liegen. Befriedigt zog sie sich zu und meinte, die Luft sei ihr nach nie so wohlmund vorgekommen, wie jetzt, als sie auf den Quai hinaustrat.

Es war ein schöner Abend, und viele Leute waren draußen. Marianne ging langsam und freute sich am Laternenschein und seinen silbernden Reflexen auf dem Wasser.

Stockholm war jedenfalls eine wunderbar schöne Stadt. Wie herrlich mußte es sein, wenn man nach Belieben ausmudeln — und am Nachmittag herumgehen konnte, wie man wollte, denn still auf einem Holzschemel zu sitzen und Zirkulare zu schreiben, das war schließlich doch im ganzen genommen ein trübseliges Leben. Aber es gab ja viele Menschen, für die so etwas das ganze Dasein ausmachte. Und hieß es nicht, man solle sein tägliches Brot im Schweiß seines Angesichts essen? Ach ja, so würde es wohl auch werden, denn Herr Magnus Ljungström sah nicht aus wie einer, der die Leute auf der Faulbank liegen läßt.

Wie konnte nur ein junger Mensch, der nicht dazu gezwungen war, einen solchen Beruf ergreifen? Sie dachte an sein ruhig-sicheres Wesen, sein glattrasiertes energisches Gesicht und an den unbeugsamen Ausdruck, mit dem er den Kaufmann getadelt hatte. Er kam ihr wie das Urbild eines Kontorchefs vor, und dabei war er so groß und sah so kräftig aus. Aber er war natürlich dazu geschaffen, am Pult zu sitzen und zu rechnen. Er war gewiß ungeheuer praktisch und rechtschaffen, — aber sicherlich auch fürchterlich prosaisch.

Dann tauchten seine Schwestern vor ihrem inneren Blick auf. Die kleine, magere sah gewöhnlich aus, aber die große war hübsch und hatte etwas Theatralisches. Freundlich schien sie jedoch nicht zu sein, sondern machte einen selbstbewußten und etwas spöttischen Eindruck. Dem Kassierer gegenüber hatte sie sich auf die Königin gespielt. Aber das mit dem Jesuitenschein war eigentlich garstig gewesen, und von dem Kassierer war es auch nicht gerade schön. Es konnte ja aber sein, daß Herr Ljungström junior gar zu ungefällig gegen seine Schwestern war. Jedenfalls war es unterhaltend, Leute aus der guten Gesellschaft in ihrem Privatleben zu beobachten.

Wahrscheinlich hatte die ganze Familie etwas Parvenuhaftes an sich. Es war auch oben in der Wohnung so entsetzlich elegant. Aber dabei durchaus nicht stilvoll! Es sah zu „fein" aus. Der rote Seidenplüsch und die Kamelatschen-Möbel paßten aber erstaunlich gut zu der kleinen rundlichen Konsulin, die mit ihren kleinen, gutgemachten falschen Zähnen so süß lächelte und es dabei verstand, im Nu alle Toilettendetails anderer zu mustern. Sie war drollig mit ihren fetten Händen, an denen die Ringe kleine, gliternde Einschnitte machten, und ihrer sorgsam gescheitelten, wohlbeleibten Gestalt, die aussah, als ob sie sich niemals bücken, sondern nur umfallen könnte.

Konsul für Dahome! Das war gewiß keine anstrengende Wirksamkeit, und der Konsul sah auch durchaus nicht darnach aus, als ob er sich überarbeitete. Obwohl er ebenso wie seine Frau sehr klein war, hatte er ganz grimmig dreinsehen und kurz und bündig gesprochen, wie es sich für einen angesehenen Mann gehört.

Der Leutnant, der sich im Zimmer aufhielt, war wohl auch ein Sohn des Konsuls. Er bestand hauptsächlich aus einem kleinen schwarzen Schnurrbart und einem Monokel. Der Konsul hatte ihn ihr nicht vorgestellt, aber er hatte sie jedenfalls auf sehr schmeichelhafte Art fixiert.

Daß der Kontorchef und der Leutnant Brüder sein sollten, war allerdings erstaunlich!

Sie war um die Schleuse und durch die Westerlanggata gegangen. Als sie sich dem Schloß an der Norrbrücke näherte, blickte sie spähend umher und ging dann plötzlich quer über den Fährdamm hinüber. Auf dem jenseitigen Bürgersteig stand eine sehr elegante Dame, die Marianne zunickte, als sie ihrer ansichtig wurde.

„Nun?" fragte sie, indem sie einander begrüßten.

„O, ich glaube, es wird ganz gut gehen."

Sie verschwanden plaudernd im Gedränge, aber Herr Wennmark, der zwanzig Schritt hinter ihnen ging, hatte sie nicht bemerkt. Er ging mit den Händen in den Mantelitaschen und grübelte. Sollte er sich in irgend einem Restaurant niederlassen und da bleiben, bis das Theater aus war? Wenn er Jeanne und Axelina traf, konnte er sie vielleicht nach Hause begleiten. Oder sollte er heimkehren? Seine alte Mutter war heute mittag so jämmerlich gewesen. Sie war erkältet und hatte es vielleicht nötig, daß er nach ihr sah. Es war wohl das Beste, er ging nach Hause.

Pontus Wennmarks Vater war bei dem alten Großkaufmann Ljungström Buchhalter gewesen, und bis der Konsul Kompagnon seines Onkels wurde, hatten Wennmarks und Ljungströms in der Malmskillnadsgata in einunddemselben Hause gewohnt. Pontus Wennmark und die Ljungströmschen Knaben waren Spielkameraden gewesen, obwohl er einige Jahre älter war, als sie, und Jeanne und Axelina kannte er von Kindesbeinen an.

Doch seit jener Zeit war alles anders geworden. Der einstige Kontorchef Ljungström war jetzt Konsul Ljungström, und er und seine Familie wohnten seit mehreren Jahren in dem eleganten Hause am Stenpvbro.